

Kein Ort nirgendwo

In ihrem Roman „Gehen, ging, gegangen“ schildert die Berliner Schriftstellerin Jenny Erpenbeck das verzweifelte Ringen afrikanischer Flüchtlinge mit der deutschen Bürokratie und ihre tristen Aussichten auf eine Zukunft im Land. Ein Buch, das den Nerv unserer Zeit wie kaum eine andere Publikation trifft.

„Ich habe schon längere Zeit, sieben oder acht Jahre lang, mit dem Gedanken gespielt, über Flüchtlinge zu schreiben. Mich hat schon immer interessiert, wie diese Menschen damit umgehen, dass sie ihr früheres Leben verloren haben und dann ein völlig neues Leben ganz woanders beginnen müssen“, verriet die Autorin Jenny Erpenbeck dem Berliner Tagespiegel anlässlich ihrer aktuellen Veröffentlichung „Gehen, ging, gegangen“. Der Titel verweist sowohl auf den sich - nicht zuletzt durch amtlich verordnete Unterrichtspausen - mühsam gestaltenden Spracherwerb der Ankömmlinge als auch auf ihren ungewissen Verbleib in Deutschland.

Für eine aufmerksame Langzeitbeobachterin der Geschehnisse wie Erpenbeck ist der akute Menschenandrang aus Afrika und dem Mittleren Osten vermutlich nicht verwunderlich. Umso erstaunlicher, dass

so manche Volksvertreter/innen angesichts der ersten Massenanstürme den Anschein erweckten, als hätte sie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen. Die Erklärung für dieses Verhalten: Wahrnehmung ist ein individueller, höchst selektiver Prozess. Er folgt dem jeweiligen Aufmerksamkeits-Fokus, wie Erpenbeck zeigt: Als ihr Protagonist Richard, ein verwitweter und von seiner jungen Geliebten verlassener, kürzlich emeritierter Philologieprofessor, seine ihm endlos erscheinende Tagesfreizeit mit einem Spaziergang über den Alexanderplatz füllt, übersieht er die vor Ort mittels Hungerstreik auf ihre Situation aufmerksam machenden Flüchtlinge. Gedankenverloren sinniert er stattdessen über die vor wenigen Jahren ausgeschachteten, bereits im Mittelalter existierenden unterirdischen Hallen beim Roten Rathaus, die „sogar den Nazis verborgen geblieben waren“. Von den Afrikanern erfährt Richard erst

zu Hause durch die Abendnachrichten, die seinem unausgefüllten Dasein ein Ende bereiten: Schon am nächsten Tag ist er am Kreuzberger Oranienplatz, an dem ebenfalls gestreikt wird, um sich ein Bild von der Lage zu machen. Als die dort protestierenden Männer wenig später in ein ehemaliges Altersheim unweit seines Hauses in der Ostberliner Vorstadt umgesiedelt werden, besucht er sie fast täglich: Bisweilen assistiert er der jungen, aus Äthiopien stammenden Deutschlehrerin beim Unterricht, meist aber befragt er jene, die bereit sind, sich ihm anzuvertrauen, nach Herkunft, Biografie und Fluchtmotiven. Aufmerksam lauscht er den von politischer Willkür, Gewalt, Mord sowie bitterster Armut geprägten Erzählungen und macht Notizen. Was zu Beginn nur Beschäftigungstherapie für den ehemaligen Universitäts-

Zur Autorin:

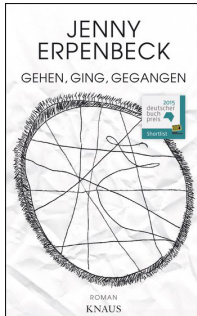
1967 in Berlin geboren, machte Jenny Erpenbeck erstmals 1999 mit der Novelle „Geschichte vom alten Kind“ auf sich aufmerksam. Es folgten weitere Erzählungen, Romane und Theaterstücke. Für ihren vorletzten Roman „Aller Tage Abend“ wurden ihr u.a. 2013 der Joseph-Breitbach-Preis und 2015 der britische Independent Foreign Fiction Prize verliehen.

professor ist, wird zusehends zu einem Engagement aus Überzeugung: Richard unterstützt die Afrikaner unbeirrt und nimmt schließlich, nach hart erkämpfter Genehmigung des Sozialamts, über ein Dutzend bei sich auf.

Die Wandlung ihres Protagonisten vom anfänglich zurückhaltenden Beobachter zum passionierten Helfer ist eine von Erpenbeck glaubwürdig dargestellte, von Höhen und Tiefen geprägte Entwicklung. Zutiefst rührt Richard etwa die Gastfreundschaft der Männer, die ihm trotz ihres kaum den eigenen Hunger stillenden Budgets immer wieder schmackhafte, selbst gekochte afrikanische Gerichte auftischen. Viel häufiger sind es aber bürokratische Hürden und die Trägheit des Amtsschimmels, die ihm massive Dämpfer versetzen. Auch das brach liegende Potenzial, das er in manchen der Flüchtlinge erkennt - Ali, der als Krankenpfleger arbeiten möchte, unter anderen Umständen aber zweifelsohne das Zeug zum Arzt hätte, oder Yussuf, der sein Traumberufsziel Ingenieur wohl kaum verwirklichen wird - lässt Verbitterung in ihm hochkommen. Gleichzeitig erwecken die Migranten selbst mitunter sein Misstrauen. Besonders zu schaffen macht ihm der rätselhafte Einbruch in sein Haus, während

er kurz verweist war. Ingeheim lastet Richard dieses Delikt, bei dem zwar nichts entwendet wurde, einem seiner Schützlinge an, ein Verdacht über den er so sehr „weint, wie er seit dem Tod seiner Frau nie mehr geweint hat“. An seinem Einsatz ändert das aber nichts, denn Richard erkennt, dass es sich mit diesen Enttäuschungen genauso verhält wie mit jenen, die ihm seine Ex-Geliebte in der Endphase ihrer Liaison bereitete: Immer wieder verstieß sie gegen getroffene Vereinbarungen, erschien etwa zu einer Verabredung nicht, wie versprochen, in ihrem blauen Minirock, den er so an ihr mochte. Seinen Vorwürfen hielt sie nur gelassen entgegen, dass nicht ihr Sinneswandel ihn wütend mache, sondern vielmehr seine starre Erwartungshaltung ihn in eine emotionale Negativspirale katapultiere.

Wenngleich klug argumentiert, hätte die Autorin mit den bisweilen ausufernden philosophischen Reflexionen und literarischen Exkursen ihres Protagonisten entschieden sparsamer umgehen können. Ausgeglichen werden diese Längen jedoch durch die bewegenden



Dialoge mit den Afrikanern: Auf Richards vorsichtig gestellte Fragen geben diese oft nur schmerzhaft einsilbige Antworten,

dann wieder gewähren sie Einblick in Realitäten, die für Mitteleuropäer/innen sowohl ob ihrer schillernden Exotik als auch ob ihrer Härte kaum fassbar sind, wie etwa das Betrachten des Sternenhimmels als einer der spärlichen Lichtblicke eines 18-jährigen Tuareg-Jungen

aus der Wüstengegend Nigers. Bevor dieser sich mit fünfzehn nach Europa durchschlug, wuchs er als Sklave bei Fremden auf, deren Vieh er hüten musste, statt mit den anderen Kindern am Schulunterricht teilzunehmen. Seine Eltern hat er nie zu Gesicht bekommen, er weiß weder, ob sie ihn aus materieller Not weggaben oder, als marginalisierte Ethnie, ermordet wurden.

Dass „Gehen, ging, gegangen“ den Deutschen Buchpreis 2015, für den der Roman nominiert war und als einer der Favoriten gehandelt wurde, nicht gewonnen hat, ist aus literarischer Sicht nachvollziehbar: Sprachlich und erzählerisch mag er sich aus der Masse solider Handwerkskunst nicht hervor-

tun. Dank gründlicher Recherchen hat Erpenbeck allerdings ein beeindruckendes Zeitdokument geschaffen, das die Mediendebatten rund um das Abkommen Dublin II und dessen Regelung des Registrierens, Rum- und Abschiebens um Asyl Ansuchender präzise auf den Punkt bringt. Vor allem aber plädiert Erpenbecks Werk für mehr Menschlichkeit und regt zum Hinterfragen von Ängsten und Vorurteilen an. -mh

Jenny Erpenbeck: *Gehen, ging, gegangen*. Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 352 Seiten, Knaus Verlag, München, 31. August 2015.

Dem (inneren) Wolf die Zähne ziehen

Treffen sich zwei, ist ein Streit oft nicht weit. Wie man trotz unterschiedlicher beruflicher oder privater Standpunkte gelassen bleibt und sich Verbalattacken verkneift, lehrt die „Gewaltfreie Kommunikation“.

Donnerstag, 18:00, im Seminarzentrum Hofgarten im 7. Bezirk: Sechs Teilnehmer/innen haben sich an einem regnerischen Novemberabend zu einem dreistündigen Schnupper-Workshop in „Gewaltfreier Kommunikation“, kurz GFK genannt, eingefunden. Diese vom US-amerikanischen Psychologen Marshall B. Rosenberg in den 1960er Jahren begründete, weltweit in Krisen- und Kriegsgebieten wie z.B. Gaza oder dem Balkan erprobte Gesprächskultur baut auf der Prämisse des gegenseitigen empathischen Einfühlens auf.

Noch vor der offiziellen Vorstellungsrunde geht es in medias res, denn Trainer Christian Rütter (44), um den alle Anwesenden im Halbkreis sitzen, erlebt „gerade einen Monk-Moment“, wie er, in Anspielung auf den populären TV-Detektiv, in meine Richtung schauend kundtut: Eines meiner Sesselbeine quetsche den über dem Fliesenboden ausgelegten Teppich, ein Anblick der seinem Ordnungs-

sinn widerstrebe und ihn ganz unrund mache, weshalb er mich bitte, mich neu zu positionieren. Während ich seiner - für mein Empfinden ein paar Nuancen zu eindringlichen - Aufforderung verduzt grinsend nachkomme, outet sich Christian bereits: Aus ihm habe soeben sein innerer „Wolf“ gesprochen, ein Kontrollfreak, der nur bewerte, mahne und tadle. Leider, fährt er fort, sind wir alle von Kindesbeinen an so programmiert, diesen Ungunst immer wieder unzensiert loslegen zu lassen. Seiner Gegenspielerin, der „Giraffe“ oder „Stimme des Herzens“ geben wir hingegen viel zu selten Raum, obwohl sie stets teilnahmsvoll und vorurteilsfrei darum bemüht ist, eine Wohlfühlsituation für alle Beteiligten zu schaffen. Wird sie jedoch konsequent zu Wort gelassen, vermag sie den „Wolf“ letzten Endes in die Knie zu zwingen, weiß Christian aus langjähriger Praxis.

Skeptische Blicke in der Runde. Diesen entgegnet der GFK-Ex-

perte mit einem milden Lächeln und wechselt nahtlos zu einer Kennenlernübung, die uns „auch interessante Einblicke in die eigene Außenwirkung“ biete: Er fordert uns auf, zuerst zwei Dreiergruppen zu bilden, dann sollen wechselweise zwei Mitglieder einer Gruppe wertfrei formulierte Spekulationen über das dritte anstellen, welchen dieses stumm und ein Pokerface während lauschen soll. Keine einfache Aufgabe, wie ich sogleich feststelle: Als über mich - Name, Alter, Beruf, Familienstand, Herkunft, Hobbys etc. - gemutmaßt wird, schaffe ich es zwar nach ein paar (R) ausrutschen, meinen Mund zu halten, meine Mimik bekomme ich aber nicht in den Griff. Im Sekundentakt wechselt mein Gesichtsausdruck zwischen Erstaunen und Erheiterung, denn die Annahmen der anderen treffen einerseits ins Schwarze („gesundheitsbewusst, bäckt ab und zu ihr eigenes Brot“), andererseits weichen sie, z.B. mit der Vermutung „verheiratet, zwei Kinder“, erfrischend von der Realität ab.

Selbst in der Rolle der Spekulierenden, wird mir schlagartig bewusst, dass meine Aussagen mehr über mich als über die andere Person preisgeben, da ich, von bloßen Äußerlichkeiten abgesehen, keinerlei Ansatzpunkte habe und mich dabei ertappe,

die eigenen Vorlieben, Abneigungen und Lebensumstände in mein Gegenüber hineinzuzinterpretieren. Eine nur mäßig erfolgreiche Taktik, mit der ich

Infobox

Gewaltfreie Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg
 Unter Gewaltfreier Kommunikation (GFK) versteht man eine von Dr. Marshall Bertram Rosenberg (1943 - 2015) begründete, auf gegenseitigem Verständnis basierende, friedvolle Gesprächsführung. Der amerikanische Psychologe vermittelte als Konfliktmediator sein von Humanpsychologe Carl Rogers sowie von Gandhi beeinflusstes Know-how über 30 Jahre lang in mehr als zwei Dutzend Ländern.

aber nicht alleine bin: Bei der anschließenden Reflexionsrunde geben fast alle an, die Aufgabe ebenso gelöst zu haben. Nach Ansicht der Gewaltfreien Kommunikation eine völlig kontraproduktive Herangehensweise. Diese empfiehlt vielmehr, sich von (oft unbewusst) vorgefassten Annahmen zu verabschieden und stattdessen aktiv zuzuhören: Sich in sein Gegenüber hineinzuzusetzen, zu versuchen, dessen Ansichten zu verstehen und wertzuschätzen, ohne dabei dem eigenen Vorteil gereichende, manipulative Hintergedanken zu hegen, denn letztendlich

gelte es, „Selbstverantwortung für sich und seine Bedürfnisse zu übernehmen“, so Trainer Christian.

Zum besseren Verständnis möchte er ein persönliches Konfliktbeispiel vor Ort durchspielen - natürlich nur auf freiwilliger Basis. Während ich noch überlege, ob ich mich in diese aufwühlende Situation begeben will, meldet sich Susanne¹ mutig zu Wort. Ihre Wangen leuchten in tiefem Purpur und ihre Stimme klingt aufgeregt, als sie ihr Problem schildert: Ihre Schwester wirft ihr vor, sich nicht ausreichend um das Wohlergehen der greisen Eltern zu kümmern, eine Behauptung, durch die sie sich „herabgesetzt“ fühlt. Bei dieser Formulierung hakt Christian sofort ein: Er versucht Susanne klar zu machen, dass sie mit ihrer Wortwahl die Verantwortung für ihren emotionalen Zustand „wolfsmäßig“ an die Schwester abgibt. Nach dem Motto „du hast das gesagt/getan, ergo geht es mir schlecht“, mache sie die Schwester zur Verursacherin ihres (vermeintlichen) Unglücks. Da aber laut GFK kein Mensch Einfluss darauf hat, welche Gefühle und Reaktionen seine Worte oder Taten bei anderen auslösen, wäre Susanne besser damit beraten, eigenständig für die Erfüllung ihrer Bedürfnisse

zu sorgen, statt die Ursache ihrer Unzufriedenheit auf eine andere Person abzuwälzen. Um ihren „leeren Tank“, wie der GFK-Experte Susannes Zustand nennt, aus eigener Kraft wieder füllen zu können, rät er ihr, „zur Stärkung ihrer Ich-Empathie“ fortan einen bewusst liebevollen Umgang mit sich selbst zu pflegen, z.B. mithilfe kleiner täglicher Rituale wie „einer Selbstummarmung morgens und abends nach dem Zähneputzen“.

Susanne nickt zögerlich. Von Christian dazu ermuntert, schlingt sie probeweise ihre Arme für etwa eine Minute um sich. Tatsächlich wirkt sie danach zuversichtlicher: Ihre Backen sind zwar noch immer hochrot, doch ihre Anspannung ist wie weggeblasen. Nicht

Buchtipps

Marshall B. Rosenberg: Gewaltfreie Kommunikation: Eine Sprache des Lebens. Junfermann, 8. veränd. Auflage, Paderborn 2009.

ganz aber ihre Bedenken, ob sie die eben erlernte Haltung auch unter widrigen Umständen umzusetzen vermag. Zweifel, die alle Anwesenden teilen, und die Christian mit dem Ratschlag zerstreut, mit dem auch Yoga-Lehrer/innen ihre auf der Stelle tretenden Schüler/innen gerne zum Dranbleiben mo-

1) Name von der Redaktion geändert

tivieren: „Üben, üben, üben“,
der Rest komme von selbst.
Einerseits eine Binsenweisheit,
bei der kein Gegenargument
greift, andererseits ein schönes
Beispiel, dass grundlegende
Wahrheiten weder westlich
noch östlich, sondern schlicht
universell sind. -mh

Link

www.gewaltfrei.at

Umfassende Website des 2003 gegründeten **Vereins Gewaltfreie
Kommunikation Austria** inklusive Veranstaltungskalender

Aktuelle GFK-Termine in Wien

21.01.2016: GFK-Schnupperabend (18:00-21.00) ,

22.-24.01.2016: GFK-Einführungsseminar (Fr.18:00 - So. 13:00)

Ort der Veranstaltungen:

Seminarzentrum Hofgarten, Halbgasse 27/2, 1070 Wien

Leitung: Mag. Christian Rüther

Mit Humor der Talsohle trotzen

Unter dem Titel „Über:Macht“ rückt das Künstlerhaus im dritten und letzten Teil seines Herbst/Winter-Schwerpunkts „Brennende Fragen“ die vielfach prekären Produktionsbedingungen bildender Künstler/innen und ihre Gegenstrategien in den Blickpunkt. Dabei zeigt sich: Gewitztheit gewinnt.

Vom genialen Selbstvermarkter Joseph Beuys stammt das Zitat „jeder Mensch ist ein Künstler“. Martin Kippenberger, 1997 mit nur 44 Jahren an Leberkrebs verstorbener Bonvivant und hochproduktiver Maler, Bildhauer, Fotograf sowie Installations- und Performancenkünstler, kehrte dieses Statement um in: „Jeder Künstler ist ein Mensch“. Eine - sieht man von Congo, dem in den Fünfzigerjahren vor laufender TV-Kamera abstrakte Gemälde produzierenden Schimpansen und Studienobjekt des britischen Verhaltensforschers Desmond Morris ab - wohl nur schwer zu negierende These. Ebenso wenig wie die Behauptung, dass kreatives Schaffen unter massiven ökonomischen Zwängen zusehends schwieriger bis unmöglich wird, wie in der Gruppenpräsentation „Und die Rechnung geht an Martin K.“ thematisiert.

Die reduziert gestaltete Schau, deren acht Exponate - ein Mix aus klassischer Malerei, Fotografie, Installation und Video - nur mit Spots ausgeleuchtet sind, drängt sich nicht auf. Ihr dennoch unübersehbares Kernstück ist die Installation „-labyrinth“ (2015), ein mit schwarzer Farbe bestrichener Holzverschlag, der - Nomen est omen - ein Labyrinth darstellen soll. Die von Karin Maria Pfeifer, Christiane Spatt und Sula Zimmerberger geschaffene Koproduktion symbolisiert, wie Zimmerberger erläutert, „die Blind-, Irr- und Umwege des Künstler/innen-Daseins“: Entscheidungen, die sich im Nachhinein als unklug erweisen und einen zumindest temporären Eindruck von Auswegslosigkeit vermitteln, aber auch Ratlosigkeit im Umgang mit in Zeiten wirtschaftlicher Stagnation immer knapper bemessener Förderressourcen. Wagt man sich ins Innere des minimalistisch

ebenholzfarbenen „-labyrinth“, fällt es allerdings schwer, darin die Übersicht zu verlieren: Bereits beim Eingang ist aufgrund seiner Konstruktion sofort klar, welche Richtung man einschlagen muss, um schnurstracks am anderen Ende wieder rauszukommen. Ein Umstand, der leider insinuiert: Die Orientierung verliert hier nur, wer das auch zulässt.

Zweifelsohne unschlüssig wirkt Zimmerberger zu Beginn ihres Videos „Saal 05“ (2015). Sie ist darin im Zeichensaal der Akademie der Bildenden Künste zu sehen, wo sie aus ökonomischer Notwendigkeit längere Zeit als Modell für experimentelles Zeichnen arbeitete. Im Gegensatz zum klassischen Modellstehen, bei dem statisches Innehalten verlangt wird, erforderte diese Tätigkeit, „Situationen nachzustellen, Geschichten zu erzählen, also in Bewegung zu sein“, so die Künstlerin. Im Laufe des knapp dreiminütigen Films, in dem sie in ihre Rolle als Modell schlüpft, wandelt sich Zimmerbergers Auftreten sukzessive: Anfangs noch zögerlich, wirft sie sich bald in Pose, lächelt und flirtet mit der Kamera, während sie zwischen leeren, normalerweise von Studierenden bevölkerten Sitzplätzen wandelt oder kurz in einer Truhe Platz nimmt, bis sie sich schließlich einen langen weißen

Vorhang wie einen Schleier überstülpt und zu Boden sinkt. Für ein paar Sekunden verharrt sie in kniender Pose, um sich dann abrupt zu erheben und das Textil von sich zu reißen: Die Arme in Siegerpose angehoben, die Bizepsmuskeln geflext, strahlt sie zum Finale - allen wirtschaftlichen Widrigkeiten zum Trotz - triumphierend in die Kamera.

Dass Humor und Selbstironie das Durchschreiten so mancher Talsohle erträglicher machen, weiß auch Alfredo Barsuglia, dessen dreiteilige Komposition „Ohne Titel“ (2015) von schnörkelloser Schönheit ist: Sie besteht aus einem täuschend echt wirkenden, gelbbraunen Herbstblatt, das vom Künstler meisterlich per Pinselstrich auf Papier gezaubert wurde, sowie aus einer ebenso wunderbar mit Acrylfarben auf Leinen gebannten „Zimmerpflanze“ und einem mit Wasser befüllten, transparenten Becher. In diesem steckt eine Kartoffel, deren Keime lustvoll in alle Richtungen austreiben. Sein Beitrag, so Barsuglia, „hinterfragt die Sinnhaftigkeit, mittels Kunst Realität abbilden zu wollen“. Ein Seitenhieb auf Nutzen und Zweck der eigenen Profession, dem er in pseudo-aufmüpfiger Punk-Attitüde noch einen weiteren hinzugefügt hat: „Alfredo du Oarsch!!“ ist neben sein

Werk gekritzelt zu lesen.

Eine bewusste, wohl auf Erfahrung resultierende Aktion, dass nicht Perfektion, sondern erst ihr Bruch Interesse erweckt (und im Optimalfall auch zu kommerziellem Erfolg führt).

Neben der Gruppenposition „Und die Rechnung geht an Martin K.“ sind im Rahmen

Top-Liga des internationalen Kunstrankings aufzusteigen. Slogans wie „Born to fight“ und „Forced to work“ auf einem Plakat, das „Artist B“ mit wild entschlossenem Gesichtsausdruck zeigt, mögen einem zwar ein Schmunzeln entlocken, bei genauerer Betrachtung erweist sich Loitzls Werk jedoch als plakatives Oberflächenvergnügen: What you get is what you

Infobox

Ausstellung

Über:Macht - „Gender? Prekär? Macht nichts! Ein Programm zur künstlerischen Realität zwischen Ohnmacht und (Selbst) Ermächtigung“ (<http://www.k-haus.at/>)

Künstlerhaus, Obergeschoß, noch bis bis 7. Februar 2016

Persönliche Führung

21. und 28. Jänner, 18:00, Künstlerhaus, Obergeschoß: Karin Maria Pfeifer, Christiane Spatt und Sula Zimmerberger informieren über die von ihnen kuratierte und (mit)gestaltete Schau „Und die Rechnung geht an Martin K“; Ina Loitzl erläutert ihre Installation „Kunstboxen“.

von „Über:Macht“ noch eine Handvoll Einzelprojekte vertreten. Hervor sticht hierbei Ina Loitzls Installation „Kunstboxen“, mit der sie einen ebenfalls augenzwinkernden Zugang zur Thematik des Prekären gewählt hat: In der aufwändigen Nachstellung eines Boxrings - um den herum Pokale, Medaillen, ein schillernd rotes Kampf-Outfit etc. arrangiert sind - müht sich ein fiktiver weiblicher Champion namens „Artist B“ ab, mittels Muskelkraft in die

see - tiefer gehende Denkanstöße fehlen.

Nicht die Existenzkrise (weiblicher) Kunstschafter, sondern die generelle Diskriminierung von Frauen ist Anliegen von Karin Hannak und Ilse Hirschmann.

Ihr Projekt „Global Curls for Egyptian Girls“ will mit gespendeten Haarsträhnen, die in Folien eingeschweißt auf einer großen Stellwand präsentiert

werden, auf die missliche Lage der Ägypterinnen aufmerksam machen. Dazu veranlasst haben Hannak und Hirschmann jene Geschlechtsgenossinnen, die sich 2012 auf dem Tahrir-Platz aus Protest gegen die misogynen Verfassung des Landes ihrer Haarpracht entledigten. Unterstützen können diese Aktion alle, die den Initiatorinnen unter Angabe von Name, Alter, Beruf und Nationalität ein paar Zentimeter ihres Kopfschmucks zukommen lassen (Details: www.capilloart.at). Ein höchst begrüßenswertes Solidaritätsbekunden und sozialpolitisches Engagement, sein Kunstbezug ist aber unklar bzw. Interpretationssache.

Diffus bleibt nach dem Besuch der Ausstellung „Über:Macht“ auch das Wissen über aktuelle künstlerische Produktionsbedingungen, die darin letztlich nur angerissen werden. Weitreichendere Einblicke gewähren vermutlich Gespräche mit jenen teilnehmenden Künstlerinnen, die Interessierte am 21. und 28. Jänner persönlich durch die Schau führen werden. - mh